

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mittel- und Südamerika

Margarine-Union

Hamburg, 1952

Von Peru bis nach Panama

[urn:nbn:de:bsz:31-359320](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-359320)



- 7 Panama
- 11 Kolumbien
- 17 Bolivien
- 22 Peru
- 23 Ekuador

Von Peru bis nach Panama

Haifische und Pelikane

Erinnerst Du Dich, Jupp? Ich habe Dir schon einmal Grüße vom Äquator gesandt. Das war, als wir über die Amazonas-mündung flogen und dann über das grüne Meer, den brasilianischen Urwald. Inzwischen hast Du auch eine Postkarte aus der antarktischen Landschaft auf Feuerland erhalten. Und jetzt sind wir wieder nahe am Äquator. Aber wie ganz anders sieht hier die

Welt aus als an der Ostküste Brasiliens! —

Onkel Tom hat keine rechte Ruhe mehr. Also nahmen wir wieder einmal Flugkarten, flogen über die peruanische Grenze nordwärts an der Küste entlang nach dem bedeutendsten Hafen von Ekuador: Guayaquil. Ganz nebenbei: Äquator—Ekuador! Kannst Du Dir denken, warum das Land so heißt?

Der Flug war prima! Die Anden zeitweise von Wolken verhangen. Unter uns die gewaltige Brandung an der einsamen Küste. Wir flogen anfangs hoch. Was waren das für seltsame dunkle Flecken auf dem Wasser? Ich konnte mir lange nicht erklären, was das sein mochte. Da hoben sich die Flecken plötzlich wie Wolken in die Luft. Es waren große Vogelschwärme. Unser Flugzeug wich ihnen aus. Bei der Geschwindigkeit ist ein Zusammenstoß auch für das Flugzeug verdammt gefährlich, und wenn es auch nur eine kleine Möwe wäre, die in den Propeller geriete.

Zu Tausenden flogen die verschiedensten Seevögel aufgeregt umher. Darunter auch die großen Pelikane, denen unser dahinrasender Vogel offenbar einen besonderen Schrecken einjagte. Sie stürzten sich vor lauter Angst kopfüber ins Wasser, um nach Sekunden wieder aufzutauchen und uns mit langen Hälsen nachzuschauen.

Die Maschine geht tiefer. Da unten im Meer ist noch mehr zu sehen. Schlank dahinschießende dunkle Striche. „Das sind Haie“, erklärt Fernandez, „vermutlich die großen Hammerhaie.“

Lieber Jupp, da habe ich einen Augenblick daran gedacht, was wohl passierte, wenn unser Vogel da plötzlich notlanden müßte, so in nächster Nachbarschaft dieser wie Pfeile durchs Wasser flitzenden Burschen. Ein dum-

Guayaquil, die Stadt mit den Säulengängen

mer Gedanke! Aber mir lief doch eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Küste Ekuadors ist regenreich; es gibt große Plantagen im Tiefland, und Guayaquil ist die Haupthafenstadt. Hier wimmelt es wieder von Negern und Mulatten, Indianern und Mestizen.

Autobusse sausen durch die Straßen. Jeder Wagen hat einen eigenen Namen. Dort drüben hält „Pizarro“; hier fährt eben „Columbus“ vorüber.

Oh, aber die Sonne brennt hier furchtbar. Und die Moskitos sind auch keine schöne Zugabe. Die Häuser haben alle überdeckte Lauben- und Säulengänge. Das sieht sehr schön und malerisch aus, hat aber auch einen ganz praktischen Zweck: Die Laubengänge sollen vor der glühenden Äquatorsonne Schatten bieten und vor den Wasserfluten schützen, wenn die Regenzeit kommt.

Kakaobohnen werden auf der Straße getrocknet

Wie in allen größeren Städten Südamerikas ist auch hier ein toller Verkehr auf den Straßen. Aber in Guayaquil wird nur die eine Fahrbahn benutzt. Auf der anderen hockten Neger und trockneten riesige Mengen von Kakaobohnen, mitten auf der Straße.

Kakao bedeutete einstmals den Reichtum des Landes und seine hauptsächlichliche Ausfuhr. Dann ist ein großes Unglück über das kleine Land gekommen. Im Jahre 1930 hat plötzlich ein Pilz die Plantagen befallen, der schon die unreifen Früchte faulen ließ. In Windeseile breitete sich die Krankheit aus. Ausreißen mußte man die baumartigen Kakaosträucher und verbrennen. Die Haupteinnahmequelle des Landes war dahin. Andere Länder nützten die Gelegenheit und legten schnell neue Plantagen an. Dann hat man Mittel gegen den gefährlichen Pilz gefunden. Heute scheint Ekuador wieder viel Kakao anzubauen. Die Mengen, die hier auf der Straße lagen und in denen die Neger herumwühlten — na, die konnte einer allein bestimmt nicht verbrauchen.

Ekuador — die Heimat der Panamahüte

Weißt Du auch, Jupp, daß die Panamahüte gar nicht aus Panama stammen? Von dort werden sie nur in alle Welt verschifft. Hergestellt werden sie hier in Ekuador auf dem Lande. Die Indianerfrauen bleichen und spalten das haarfeine Palmstroh

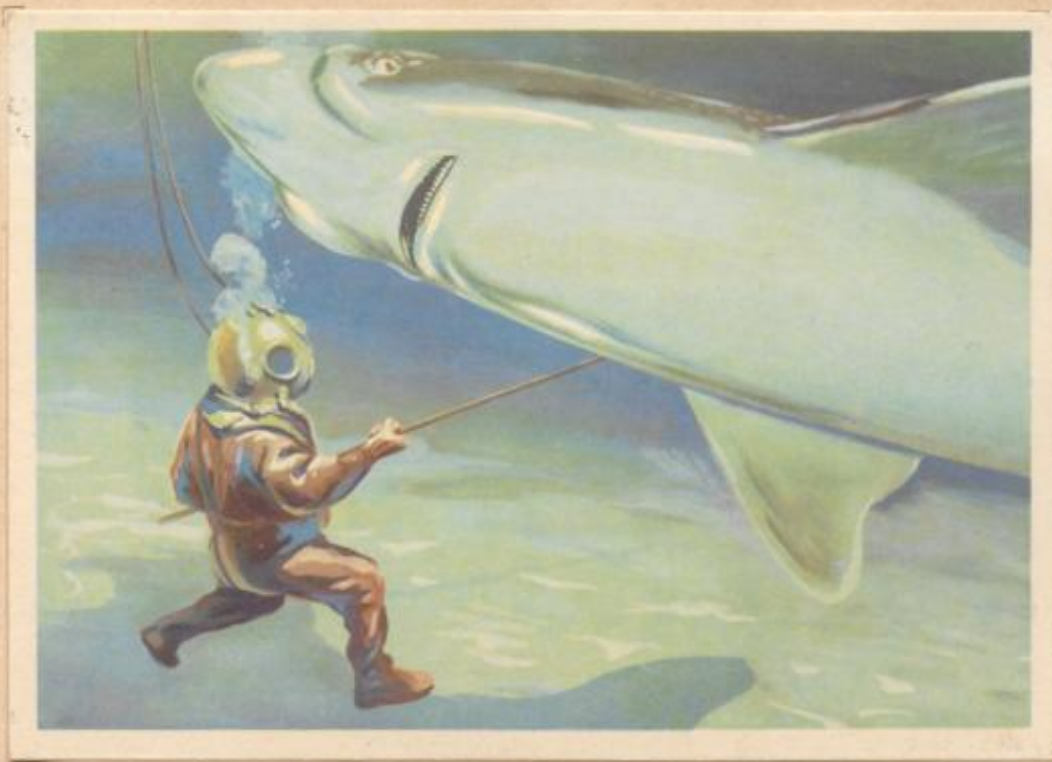


In Guayaquil röstet man den Kakao auf der Straße

und verfertigen die kostbaren Kopfbedeckungen. Man sieht sie hier überall. Wir haben uns auch jeder einen zugelegt und sind „stolz wie die Spanier“ mit ihnen durch die Straßen von Quito gegangen. Das ist die Hauptstadt des Landes.

Gletscher unter der Äquatorsonne

Lieber Jupp, ich habe Dir nun schon viel von den Anden erzählt, aber so großartig, so wild und merkwürdig wie in Ekuador war das Kordillereengebirge noch nirgends. Hier ist das Land der Vulkane. An die dreißig sind heute noch tätig. Dort drüben, das ist der Cotopaxi, der höchste erloschene Krater der Welt. Aus einem anderen steigen ständig Dampfsäulen hoch, oft stößt er auch gewaltige Flammen aus. Über 6000 Meter steigt der berühmte Chimborasso auf, der höchste Berg des Landes. Kilometerlang hängen riesige Gletscher herab. Die glühende Äqua-



Taucher im Kampf mit einem Hai



Die weisen Pelikane

torsonne kann ihnen nichts anhaben. — Wir haben eine Bergtour von der Hochebene auf einen der kleineren Gipfel gemacht. Es war wohl mit das unvergeßlichste Erlebnis unserer ganzen Südamerikafahrt: genau unter dem Äquator am Rande des ewigen Eises! Man muß freilich höllisch aufpassen. Unser Führer warnte uns vor einem Betreten des Gletschers und der Schneehänge. In der schmelzenden Sonnenglut ist die Lawinengefahr besonders groß. So haben wir das ewige Eis nur aus der Nähe gesehen und sind vorsichtig wieder abgestiegen.

Auf den Spuren der letzten Erdbebenkatastrophe

Ecuador — Land der Vulkane, Land der Erdbeben. An denen sind aber nicht immer die Vulkane schuld. Das Erdinnere des Andengebietes ist noch nicht zur Ruhe gekommen. Da stürzen plötzlich unvorstellbar große, unterirdische Hohlräume zusammen, und die Erdoberfläche wird wellenförmig bewegt. Gähnende Spalten reißen auf, in denen ganze Dörfer und Städte verschwinden. Oder eine Ortschaft wird kilometerweit verschoben. Weite Landstriche liegen in Trümmern. Kein Haus ist stehengeblieben, als vor wenigen Jahren eine solche Katastrophe hereinbrach. Wir haben jetzt noch die Trümmer gesehen. Eisenbahnen und Straßen waren unterbrochen, Brücken vom Erdboden verschwunden. Die Farmer fanden die früheren Grenzen ihrer Plantagengebiete nicht wieder. Die Erde hatte sich buchstäblich verschoben. Tausende von Toten hat es gegeben.

Uns wurde z. B. ein Platz gezeigt, wo vor Jahren ein Dorf gestanden hatte. Bei einem Erdbeben war es buchstäblich verschwunden, mit allem, was dazugehörte. Nur ein paar Grundmauern ragten noch aus dem Boden.

Ich blickte unwillkürlich etwas mißtrauisch und beklommen zu den rauchenden Kratern auf. Noch sah alles ganz friedlich aus. Wer weiß aber, wann plötzlich wieder ein verheerender Aschenregen und Lavaströme die blühende, grünende Landschaft vernichten, während das Land rund um den Vul-

kan in kurzen, heftigen Stößen erbebt.

Man hat aus der dauernden Gefahr aber auch manche Lehre gezogen. So fiel uns auf, daß in verschiedenen Orten die größeren Häuser und die Kirchen aus Bimsstein erbaut sind. Ich konnte mir das zunächst nicht erklären.

„Ganz einfach“, sagte Onkel Tom, der sich für alles Technische besonders interessiert. „Bimsstein ist leichter als Wasser. Wenn Dir bei einem Erdbeben eine solche Mauer auf den Kopf fällt, ist es gar nicht so schlimm.“

Ein Fische speiender Krater

Jedesmal, wenn der Vulkan Cotopaxi ausbrach, lagen hinterher in Mengen faulende Fische in seiner Umgebung. Niemand

konnte sich erklären, wie das zugeht. Der Krater mußte sie ausgespuckt haben. Inzwischen hat man aber, wie uns in Quito er-



Vor einem indianischen Götterbild

zählt wurde, des Rätsels Lösung gefunden. Sie ist seltsam genug. Der Gipfel des Berges ist von Eisschichten bedeckt. An deren unterem Ende entspringen viele fischreiche Bäche. Wenn nun die Flammen aus dem Krater schlagen, schmolzen in der Gluthitze Eis und Schnee an den Hängen. Die Bäche wurden zu verschlammten, reißenden Strömen, in denen Fische scharenweise umkamen. Wenn die Wasser sich in den Tälern wieder verlaufen hatten, fanden die erstaunten Indios zahlreiche tote Fische.

Steinmännchen und Kreuze am Weg

Wir haben auf einem Paß, hoch oben im rauhen Gebirge, etwas Seltsames gesehen. Dort haben vorüberwandernde Indios Figuren, sogenannte Steinmännchen, errichtet. Jeder, der vorbeikommt, legt einen kleinen Stein hinzu. Das muß eine uralte Sitte sein, die zu dem indianischen Götter-

glauben gehört. — Etwas weiter des Weges, und im Lehm stecken kleine Kreuze, die wohl einem katholischen Heiligen geweiht sind. Der Indio bringt beiden Göttern eine Gabe dar. Er weiß vielleicht nicht mehr recht, welcher der stärkere und mächtigere ist, und möchte beide sich gnädig stimmen. —

Abschied von Ekuador

Wir haben soeben den Äquator überschritten. Vor uns liegt die Grenze von Kolumbien. Das letzte südamerikanische Land ruft. Fernandez und Onkel Tom haben dort noch mehrere geschäftliche Aufträge zu erledigen. Mir ist es recht. Gerade Kolumbien soll sehr interessant sein. Dein Freund Pünneberg wird getreulich berichten — trotz der Hitze.

„Der liebe Gott ist Kolumbianer“

Weißt Du was, Jupp, Du solltest mal die Karte von Südamerika nehmen und sie genau auf ein Blatt Papier abpausen. Willst Du? — Dann nimm einen Rotstift und zeichne unsere Reiseroute ein: von Mexiko bis — ja, bis Kolumbien. Sieh Dir den Maßstab der Karte an und miß die ungefähre Kilometerzahl! Du, ich glaube, da kommt eine Strecke zusammen, die sich sehen lassen kann. Versuch es mal! Natürlich denkst Du jetzt: Aha, Freund Pünneberg will renommieren. Er gibt ohnehin schon reichlich mit seinen Erlebnissen an. Aber Jupp, glaub mir: das Merkwürdigste ist, daß man hier immer wieder etwas Neues erlebt. Da ist kein Urwald wie der andere. Selbst die winzigen Kolibris, von denen es zahllose Arten gibt, sehen überall anders aus. Wie mit den Kolibris, so ist's mit den Menschen. Und erst das Gebirge — da kann man nur immer von neuem staunen. — Wir sind in Chile, Bolivien, Peru, Ekuador gewesen — was sollte da Kolumbien noch Neues bieten? Aber höre und staune!

Zuvor muß ich Dir gestehen, daß mir ein bißchen wehmütig ums Herz ist: das letzte Land auf unserer Reise! Bald wird sich der Ring schließen, und wir sind wieder am Panamakanal.



Buntes Völkergemisch auf den Straßen in Guayaquil



Erdbeben in Ekuador



Indianer mit Blasrohr

Kolumbien macht uns den Abschied von Südamerika schwer. Zwar ist es wieder ordentlich warm hier. Aber das Land ist unglaublich fruchtbar und reich an Bodenschätzen. Und die Kolumbianer sind ein fleißiges und lebhaftes Volk. „Der liebe Gott ist Kolumbianer“, ist hier ein oft gebrauchtes Sprichwort. Und das soll doch wohl heißen, daß sie mit ihm in bestem Einvernehmen leben und annehmen, daß er es auch gut mit ihnen meint.

Woher die Schokolade ihren Namen hat

Kein Wunder, wenn die Kolumbianer mit dem lieben Gott auf gutem Fuß stehen, war Kolumbien doch einstmal das reichste Goldland der Welt. Die kolumbianischen Indianer machten es den ersten Eroberern und Entdeckern wahrhaftig nicht leicht, an die sagenhaften Schätze heranzukommen. Mit Giftpfeilen und Blasrohren haben sie die schwer zugängliche Küste verteidigt. Da mußten es die Eroberer von der anderen Seite, vom Stillen Ozean aus, versuchen. Kolumbien ist nämlich das einzige Land Südamerikas, das Küsten an beiden Ozeanen hat. —

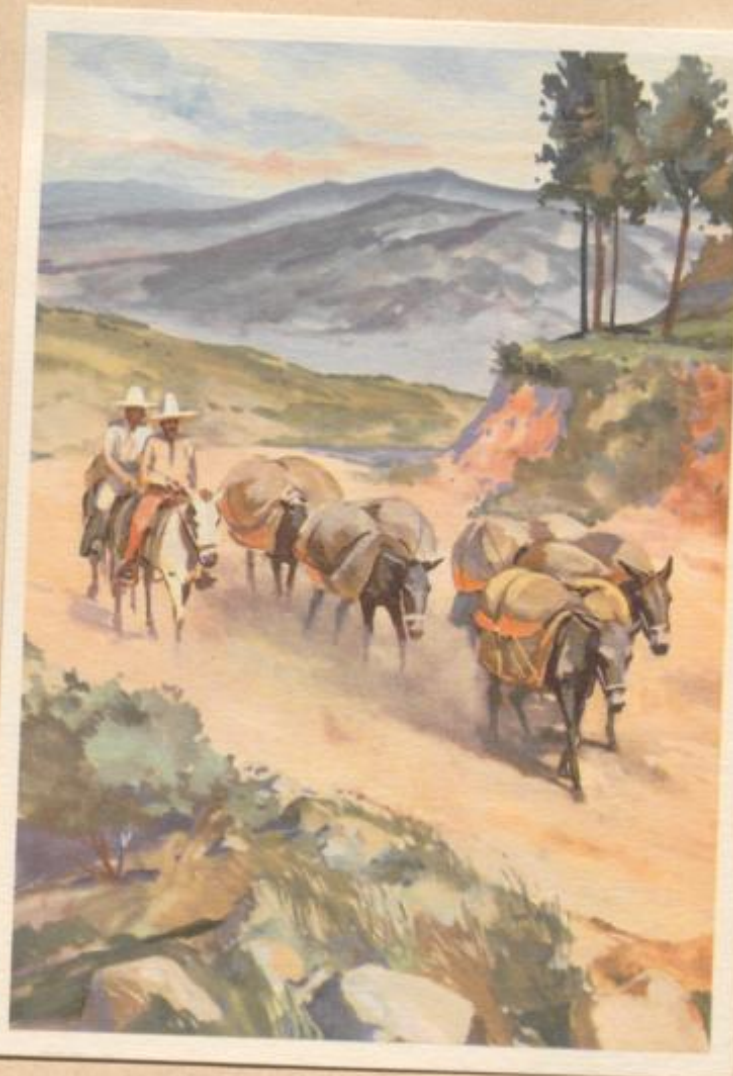
Nur ganz nebenbei: Weißt Du, woher die Schokolade ihren Namen hat? Komisch, was? Mitten in Kolumbien auf so eine Frage zu kommen! Aber paß auf: Im Norden des Landes gibt es ein Tal, das „El Chocó“ heißt. Dort soll die engere Heimat des Kakaobaumes gewesen sein. Und vom Chocó hat die Schokolade ihren Namen. Merk es Dir, Jupp! Vielleicht kommt die Frage mal in einem Preisausschreiben vor! Und auch sonst kann man ja immer noch etwas für seine Allgemeinbildung tun.

Mit einem Arriero durchs Gebirge

Wir haben ein paar anstrengende Tage hinter uns. Es ist aber auch richtig romantisch gewesen. Fernandez und Onkel Tom wollten in ein noch ziemlich unerschlossenes Gebiet, wohin von Süden aus, woher wir kamen, noch keine Straßen oder Fluglinien führen. Oft gibt es da nur Saumpfade. Allein, zu

Fuß wäre das kein besonderes Vergnügen. Wir haben uns deshalb einer Partida, einer Maultierkarawane, angeschlossen. Der Transportführer, den man hier Arriero nennt, war gleich einverstanden. Wir schienen ihm als Begleiter seiner Karawane ganz willkommen zu sein. Sonst muß er für die zwanzig, dreißig Maultiere, die oft kostbare Lasten tragen, ein paar Gehilfen anwerben, die Lohn verlangen. Ein scharfgezeichnetes Gesicht hatte der Mann, die Haut von Wind und Wetter gegerbt. Hose und Hemd, ein Panamahut, der Poncho, der hier in Kolumbien Ruana heißt, und Alpargas an den Füßen, Sandalen mit dicken Hanfsohlen — so zieht er wochenlang mit seinem Transport durchs Gebirge. Aber bald hätte ich das Wichtigste vergessen: das Haumesser, die Machete, die er im Gürtel trägt. Sie

ist Waffe und Werkzeug zugleich und unterwegs für alles zu brauchen. — Mindestens fünfzig Kilometer haben wir am Tag ge-



Mit einer Maultierkarawane unterwegs



Finstere Gesellen

schafft. Der Arriero ging die ganze Strecke zu Fuß. Einmal mußten wir alle zupacken: Zwei Maultiere machten schlapp und wollten nicht mehr weiter. Die Lasten wurden umgepackt und die Tiere mit Zureden und Gewalt wieder auf die Beine gebracht. Abends hielten wir bei einer Posada an. So heißen hier die einfachen „Gasthäuser“, wo man übernachten kann. Ich habe mich gleich langgelegt. So müde war ich.

Überfall auf den Goldtransport

Ich war gerade eingeschlafen, als draußen wilder Lärm entstand. Wir fuhren hoch. Der Arriero zog die Machete. Im Schein eines kleinen Lämpchens, das den Raum nur matt beleuchtete, sahen wir drei finstere Gestalten an der Tür.
„Was wollt ihr?“ fuhr sie unser Arriero an.
„Habt ihr Pferde?“
Die drei Kerle kamen näher. —

„Wozu braucht ihr Pferde, mitten in der Nacht?“ fragte der Arriero.

„Frag nicht lang, carajo! Los, komm mit auf die Weide, zeig uns deine Pferde. Es können auch Mulas sein. Los, auf die Weide!“

In diesem Augenblick traten Fernandez und Onkel Tom vor, beide mit entschertem Revolver. In der Dunkelheit des Raumes mochten die drei Räuber sie vorher gar nicht bemerkt haben. Einen Augenblick stutzten sie. „Carajo!“ murmelte der eine zwischen den Zähnen — und schon waren alle drei wieder aus der Tür. Wir hinterher! Die Kerle suchten jetzt bestimmt nach den Mulas.

Aber still, was ist das? — Pferdegetrappel, das schnell näher kommt. Jetzt kann es ernst werden, wenn die Banditen durch ihre Kumpane Verstärkung erhalten. Wir verdrücken uns in den dunklen Hausschatten. Die Straße ist vom Mond beleuchtet.

Da, der erste Reiter, zwei weitere folgen. Der vorderste pariert sein Pferd. Soldaten! Gott sei Dank! — Kurze Begrüßung und Fragen.

„Sind hier drei ‚Caballeros‘ vorbeigekommen?“

„Ja, dort hinauf sind sie!“ Aber die Dunkelheit hatte sie längst verschlungen. Und auf der Straße blieben die bestimmt nicht. —

Die Soldaten erzählten. Sie hatten zu fünft einen Goldtransport begleitet, als Bewachung. Während einer Rast hatten sie den Arriero mit den Mulas allein gelassen, um ein bißchen auf die Jagd zu gehen. Caramba, wer konnte ahnen, daß der Arriero inzwischen überfallen wurde. Wie sie zurückkamen, lag der Transportführer gefesselt am Boden. Drei Mulas fehlten samt ihren Traglasten.

Nun, das weitere konnten wir selbst erraten. Zwei Soldaten waren beim Transport geblieben, die anderen hatten die Verfolgung aufgenommen. Zu Pferde waren sie schneller als die Räuber. Die hatten, als die Verfolger nahten, die Mulas stehengelassen und sich seitswärts in die Büsche geschlagen.

Ja, vermutlich waren sie ihnen endgültig entwischt. Aber wer weiß, morgen früh sollte die Verfolgung fortgesetzt werden. —



Räuberischer Überfall auf den Goldtransport



Wahrsagende Zigeunerin in Bogotá

Schade, daß ich nicht teilnehmen kann! Die Kerle würde ich gern mit dingfest machen. Das müßte eine tolle Jagd werden.

Tapirbraten um Mitternacht

Der Arriero forderte mich auf, mit ihm nach den Mulas zu sehen. Auf der mondbeschiedenen Weide war keins mehr zu erblicken. Aber dort drüben im Dunkel unter den Bäumen — dort grast sie vollzählig. Ein Glück!

Als wir zur Posada zurückkamen, war ein Soldat dabei, im Freien ein mächtiges Feuer zu machen. Die anderen beiden waren zurückgeritten, um ihre Jagdbeute zu holen. Sie hatten einen Bergtapir erlegt. Mehrere Zentner schwer war das Tier. Sie säbelten deshalb nur einen Schinken und ein paar handfeste Koteletts ab und kamen bald mit den gewaltigen Fleischportionen zurück.

Es wurde noch ein zünftiges

Festessen in dieser Nacht. Das Feuer prasselte. Das Fett tropfte in die Flammen. Uns lief das Wasser im Munde zusammen. Als der Braten fertig war, haben wir alle kräftig 'reingehauen. Dann machte eine Chichaflasche die Runde. Die Nacht war warm. Der Mond goß sein silbernes Licht über die schlafende Landschaft. Der Schrei eines Nachtvogels — sonst Stille ringsum.

Von der Chicha leicht benebelt, gingen wir schlafen, der Arriero und wir schliefen in Hängematten. Die Soldaten hatten sich auf den Lehm Boden gelegt und schnarchten, daß die Bretterwand der Posada wackelte.

Degenschlucker und Schlangenbeschwörer

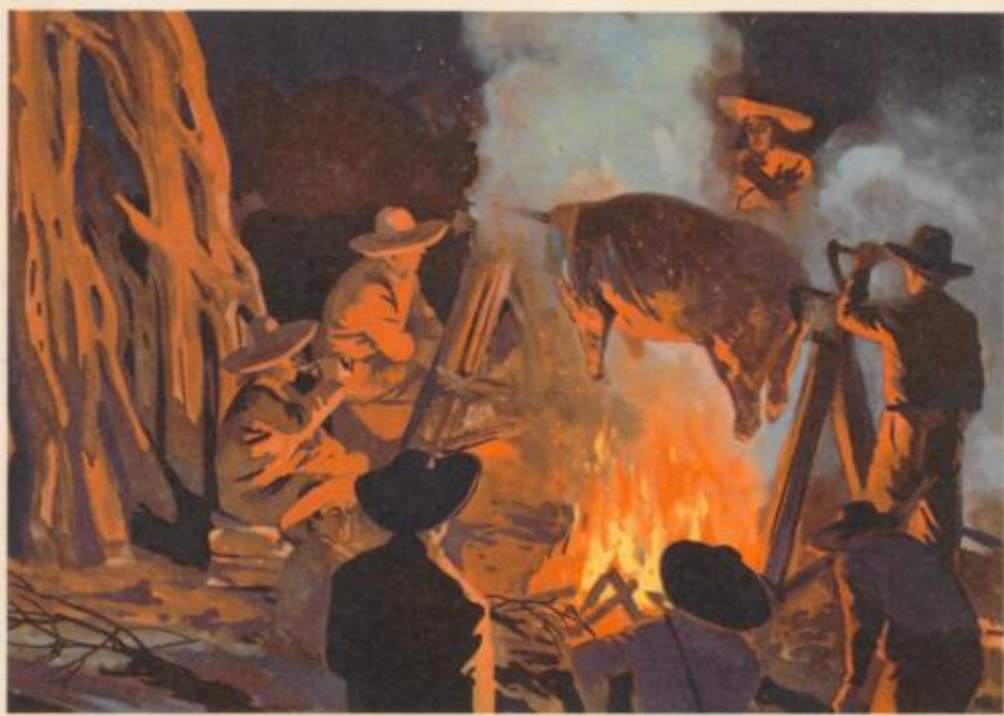
Wenn ich an unser Abenteuer mit dem braven Arriero zurückdenke, kommt mir's doch seltsam vor, daß wir heute in einem der vielen Cafés in Bogotá sitzen. Was für Gegensätze in diesem Kontinent!

Obgleich es schon auf Mitternacht geht, laufen draußen auf der Straße immer noch Indianer mit schweren Lasten vorbei. Morgen ist Markttag; sie wollen zeitig da sein. Was schwankt denn da drüben eben vorbei? Ein richtiger Turmbau auf zwei Beinen: ein Indianer mit großen, übereinandergestellten Körben auf dem Rücken. Die Körbe stecken voller Federvieh, das schläfrig hin und her nickt.

Im Café ist eben ein Schlangenbeschwörer erschienen. Er öffnet den Deckel eines Kastens, aus dem die Schlange hervorzüngelt. Vor einer halben Stunde war ein Degenschlucker da und führte seine Künste vor. Onkel Tom bemüht sich, eine Zigeunerfrau wieder loszuwerden, die sich an unseren Tisch gedrängt hat und ihm aus der Hand wahrsagen will. Wir müssen lachen: ausgerechnet dem guten Onkel Tom, der an so etwas bestimmt nicht glaubt!

Indianer halten Winterschlaf

Von einem seltsamen Indianerstamm ist uns heute in der Stadt erzählt worden. Im Nordosten des Landes soll er hausen. Ich



Tapir am Spieß gebraten

kann das Erzählte noch nicht recht glauben, es soll aber tatsächlich wahr sein. Da gibt es also Indianer, die einen richtigen Winterschlaf halten. Wenn die Trockenzeit kommt, schlagen sie sich den Bauch voll blauer Tonerde, die sie an den Wasserläufen entlang aufkratzen. Dann kriechen sie mit schwerem Magen in ihre Hütten, verrammeln von innen die Tür und schlafen wie die Murmeltiere. Angeblich 60 bis 90 Tage lang! Wenn die Regenzeit beginnt, kriechen sie wieder aus ihrem Bau, kauen eine Brechwurzel und speien das komische Schlafmittel wieder aus.

Lieber Jupp, soll ich Dir mal ein Päckchen blauen Ton schicken? Willst Du's auch mal probieren?

In der Felsschlucht des Rio Chicamocha

Du hast doch bestimmt schon von dem berühmten Grand Cañon in Nordamerika gelesen und Bilder gesehen von dieser ungeheueren Felsschlucht des Colorado-River. Was sagst Du dazu, daß ich jetzt am oberen Rande eines kolumbianischen Cañons sitze, dessen Felswände noch tiefer und steiler sein sollen als die im Norden?

Junge, Junge, war das ein Gekraxel! Vom Boden der Felsschlucht aus blickst Du an senkrecht aufsteigenden Wänden empor. Oben ein dunkelblauer Streifen, der Himmel. Dann geht's auf Saumpfaden im Zickzack aufwärts. Ein Glück, daß ich schwindelfrei bin! Aber ein bißchen schwummerig war mir trotzdem zumute.

Nun sitzen wir ziemlich erschöpft am Rande der Schlucht und blicken in die Tiefe. Der Wasserlauf des Flusses wirkt von hier oben nur wie ein dünner Faden. Aber hinter uns tut sich eine Märchenwelt auf. Zwischen den Sandsteinfelsen blühen große Orchideen. Ein rosaroter Teppich mitten in der Wüste. Man traut seinen eigenen Augen nicht.

Wir dampfen den Magdalenaenstrom abwärts

Unser guter Onkel Tom ist manchmal ein etwas schwieriger Herr. Ich schrieb Dir doch schon, daß er öfter zum Aufbruch drängt,

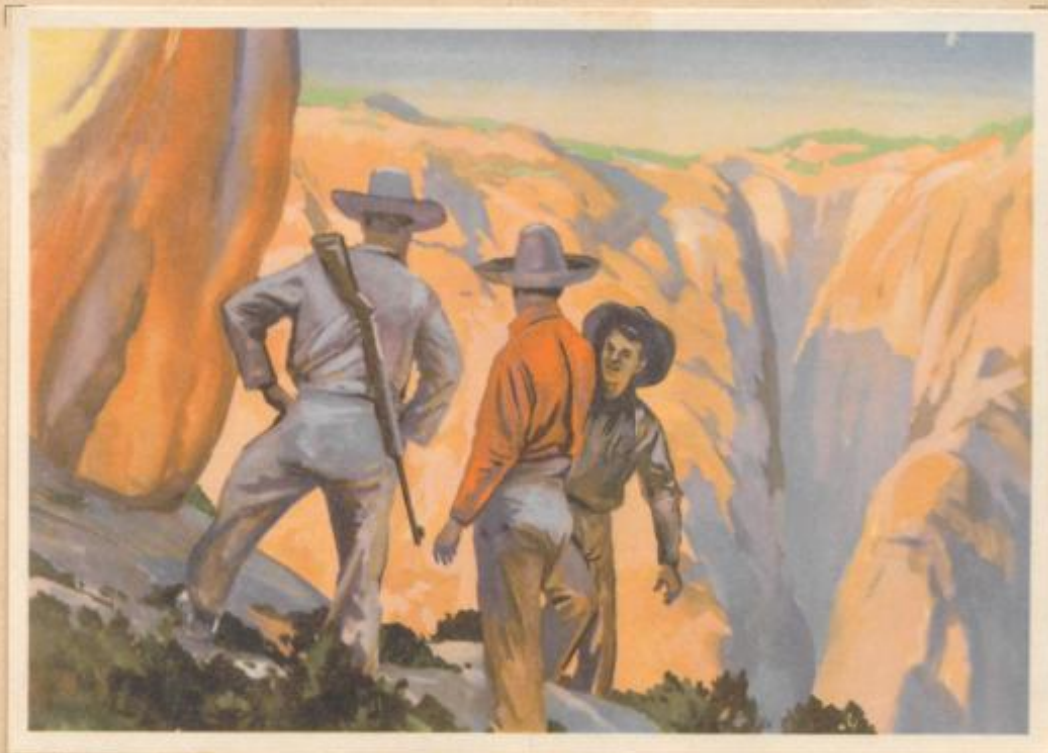


Degenschlucker in einer Kneipe in Bogotá

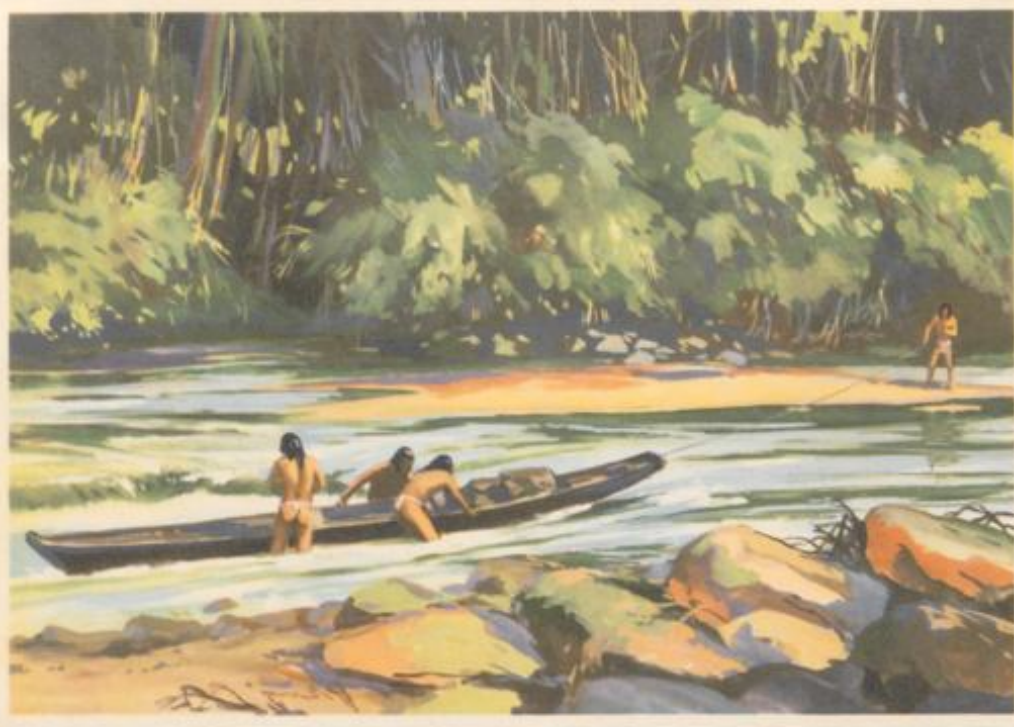
wenn Fernandez und ich gern noch bleiben und Landschaft, Menschen und Bauten näher kennenlernen möchten. Onkel Tom würde am liebsten mit dem Flugzeug von City zu City rasen und seine Geschäftsbesuche erledigen. Sobald es aber etwas interessantes Technisches zu sehen gibt, ist er bereit, wochenlang dauernde Umwege zu machen. Und wir müssen dann mit, ob wir wollen oder nicht.

So hatte er vor einigen Tagen durchgesetzt, daß wir zu Schiff den Magdalenaenstrom hinabfahren, obwohl wir bei den guten und zahlreichen Flugverbindungen in Kolumbien in wenigen Stunden nach Norden gelangt wären. Aber was hilft's: Tom „Dickkopf“, wie ihn Fernandez nennt, hat seinen Willen durchgesetzt.

Auf dem Oberlauf des Stroms sieht man nur große, flache und recht plump wirkende Kähne, die vollbeladen stromabwärts gleiten. Stromauf ist das übrigens eine mühselige Sache. Da



In den Felsschluchten des Rio Chicamocha



Indianer treideln ihre Kähne

müssen Indianer die Kähne mit Seilen vom Ufer aus ziehen. Eine verdammt schwere Arbeit in der Hitze!

Weiter talwärts sind wir mit einem Flußdampfer stromab gefahren. Seltsame Fahrzeuge sind das. So flach, daß Kessel und Maschinen auf Deck stehen müssen. Am Heck ist ein gewaltiges Schaufelrad angebracht. Der Kapitän muß trotzdem noch höllisch aufpassen. Wenn nicht gerade Regenzeit ist, gibt es überall sehr gefürchtete Untiefen mit Sandbänken, auf denen schon mancher Magdalenendampfer festgefahren ist.

Die Schiffe sehen ziemlich vorsintflutlich aus. Kabinen und Promenadendeck befinden sich auf einem Aufbau, Gott sei Dank eine etwas luftige Angelegenheit. Wir fahren pickfein erster Klasse. Ich muß meine Kabine aber immer nach wenigen Minuten wieder fluchtartig verlassen. Du kannst es drinnen einfach vor Hitze nicht aushalten. Nachts haben wir draußen auf dem Oberdeck Hängematten aufgespannt und unter Moskitonetzen ganz gut gepennt.

Am liebsten halte ich mich aber auf dem unteren Deck auf. Du kannst es zwar auch hier vor Hitze kaum aushalten, aber es gibt immer was zu sehen. Da liegen und hocken die Eingeborenen in buntem Durcheinander zwischen Kisten und Fässern und Kaffeesäcken. Vorhin habe ich etwas Merkwürdiges erlebt. Es war Mittagszeit. Wir hatten oben im „Salon“ schon vornehm gespeist. Fernandez und Onkel Tom hielten in der Hängematte Siesta. Ich stromerte auf dem Unterdeck umher. Schleppen da zwei Kerle von der Schiffsmannschaft mehrere Schüsseln – wahre Waschkessel – auf Deck. Hast Du nicht gesehen, hocken Passagiere und Schiffsmannschaften um die dampfenden Schüsseln wie die Hühner um den Körnernapf und langen mit bloßen, nicht gerade muster-gültig sauberen Händen ungeniert zu. Es war das reinste Wettangeln, wer die fettesten Bissen erwischte. Ich hab' mir auch den Speisezettel für die Massenabfütterung angesehen: gekochte Bananen, Süßkartoffeln, Fleisch und Fisch. Das gibt es etwas eintönig dreimal am Tage. Das Erscheinen der bis zum Rand gefüllten Blechschüsseln an Deck ist die einzige Sensation in dem täglichen Einerlei an Bord. –

Aber heute passierte doch noch etwas. Wir kamen mit unserem talwärts fahrenden Dampfer gerade zurecht, als ein stromaufziehendes Schiff von einem unter Wasser in der Strömung schwingenden Baumstamm gerammt wurde. Solche heimtückischen Rammböcke sind neben den Sandbänken hier die größte Gefahr. Der Dampfer bekam am Bug, dicht unter der Wasserlinie, ein Loch und sackte im Handumdrehen bedenklich weg. Auf dem Deck entstand ein wildes Durcheinander. Weiber kreischten, die Mannschaften bemühten sich, die Ladung, die ins Rutschen gekommen war, zu retten. Wir gingen längsseits und nahmen die Passagiere über. Mehr Raum war nicht zur Verfügung. Mannschaft und Ladung mußten drüben bleiben. Inzwischen saß der havarierte Dampfer auf Grund, und die

Mannschaft hoffte auf einen Hilfsdampfer, den wir vom nächsten Hafen aus heraufschicken sollten.



Leben und Treiben auf einem Flußdampfer

Klein-Venedig auf Pfählen

Nahe der Mündung des Magdalena-Stroms haben wir uns von Indianern in ein Pfahldorf rudern lassen. Das sind zum Teil uralte Siedlungen, die schon die ersten spanischen Eroberer gesehen haben.

Das Dorf ist weit ins Wasser hinausgebaut, weil es da draußen keine Moskitos gibt. Wir fuhrten im Boot die „Dorfstraße“ entlang. Hier soll es Indios geben, die ihr Leben lang nie auf festem Land gestanden haben. Sie leben auf Pfählen oder im Boot und mit ihnen auch das Hausgetier. Da gackern Hühner auf einem kleinen Hof; dort wühlen Schweine in den Abfällen an den Hütten. Unter ihnen gluckert das Wasser. Der besondere Stolz der „Wasserdörfler“ sind aber ihre kleinen

Gärten auf Pfählen. Man hat da Erdreich aufgehäuft, und es wächst und grünt, obwohl die ganze Sache eigentlich buchstäblich



Havarie eines Transportdampfers auf dem Magdalena-Strom

„in der Luft hängt“. — Aus jeder Hütte gucken neugierige Gesichter! Unsere Fahrt durchs Dorf wurde die Sensation des Tages. Wie anderswo auf dem Land die Kinder hinter den Fremden herlaufen und Männer und Frauen auf der Plaza zusammenkommen, um die seltsamen fremden Gäste eingehend zu mustern, so fuhr hier bald eine Menge Boote mit Dorfbewohnern neben und hinter uns, um die vornehmen Besucher gebührend zu bestaunen. Von den Pfahlrosten bellten die schmutzigen Dorfköter hinter uns her.

Der Freiheitsheld Simon Bolivar

Schon in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, war uns in einem Park das Denkmal eines Mannes aufgefallen, von dem es auch in kolumbianischen Städten Standbilder gibt. Es ist der in ganz Südamerika verehrte Freiheitskämpfer Simon Bolivar.

Südamerika ist doch jahrhundertlang Kolonialland gewesen. Nur in Paraguay hatten die Jesuiten einen fast selbständigen Staat gegründet, der sich aber nicht lange halten konnte. Ich habe Dir in einem früheren Brief schon davon geschrieben. Es hat viele Jahre gedauert, bis sich die südamerikanischen Länder von der spanischen Herrschaft freikämpfen konnten. Dabei hat sich Simon Bolivar besonders ausgezeichnet. Er wurde in Caracas als Sohn spanischer Eltern geboren und verbrachte seine Jugend in England und Frankreich. Dort gab es ja so um 1800 allerhand zu sehen und zu erleben. Damals redeten die Menschen in Europa besonders viel von Freiheit und Gleichheit. Dann kam Napoleon und krepelte ganz Europa um.

Simon Bolivar sah sich die Kaiserkrönung Napoleons in Paris an. Na, und als er sich in Europa ordentlich umgeschaut hatte, fuhr er nach Venezuela zurück und dachte sich: Wenn man in Europa so frei und in eigenen Staaten leben kann, warum sollte denn das hier bei uns in Südamerika nicht auch möglich sein? Warum sollen unsere Leute denn nur immer für andere schuften? Wir könnten doch ein eigener, selbständiger Staat werden.



Pfahldorf mitten im Flußdelta



Bolívars Freiheitskampf

Dann hat er mit anderen zusammen die Sache in die Hand genommen. Einfach war es nicht, da gab es feindliche Parteien und Streit im eigenen Lande. Da mußten blutige Schlachten geschlagen werden. Aber Bolívar hat es geschafft, wenn er auch später in der Verbannung gestorben ist. Weißt Du, Undank ist überall der Welt Lohn.

Und aus Bolívars Lieblingsidee, aus Venezuela, Kolumbien und Ekuador einen Staat „La Gran Colombia“ zu machen, ist nichts geworden.

Alle vier Wochen Revolution

Wie sie nun plötzlich frei und die spanische Herrschaft los waren, haben sich die südamerikanischen Länder erst mal richtig zusammenrappeln müssen. Da gab's noch Grenzstreitigkeiten und Parteien und die Großgrundbesitzer und die armen Peonen und das Militär. Die wollten nicht immer alle in derselben Richtung marschieren. Und die Indios interessierten sich überhaupt kaum für die neuen Staaten und Länder. Sie durchstreiften den Urwald, die Pampas und die Kordillern genau so wie früher und kümmerten sich den Deibel um die neuen Staatsgrenzen. Richtig zur Ruhe gekommen sind die neuen Staaten bis heute noch nicht. So brave Staatsbürger wie bei uns gibt's hier drüben nur wenige. In dem heißen Klima und bei dem hitzigen Temperament, das die Südamerikaner von den Spaniern geerbt haben, entstehen hier schnell Aufstände und Revolutionen von Leuten, die mit der bestehenden Regierung nicht einverstanden sind.

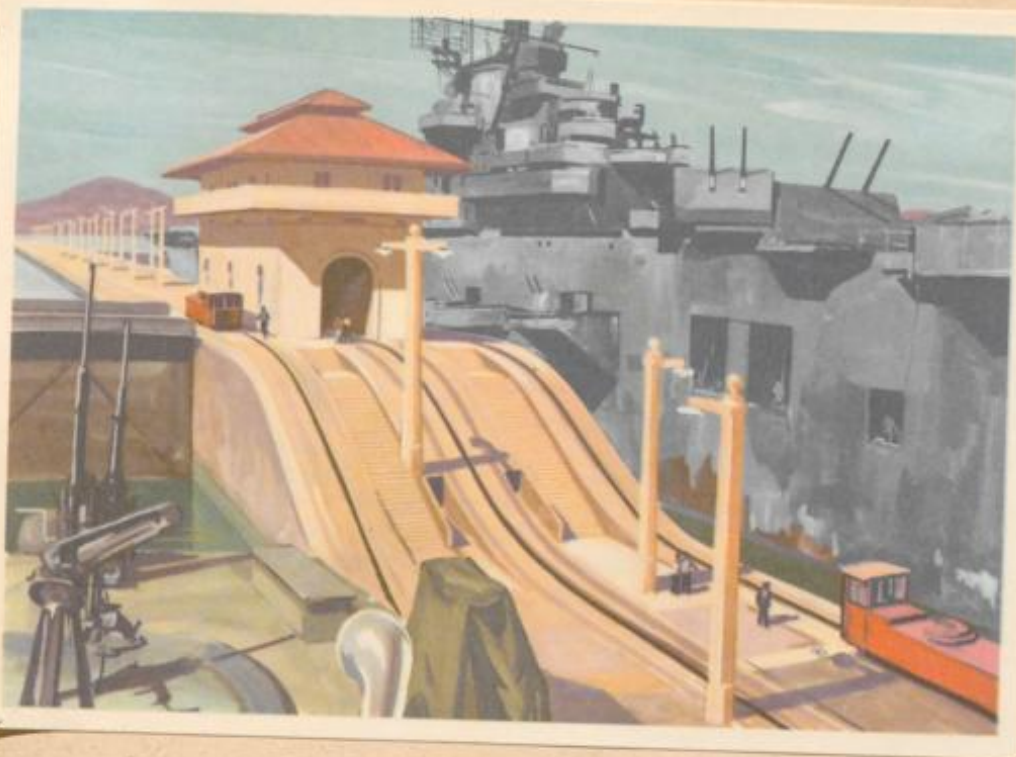
Da jagt eine neue Partei die Regierung der anderen zum Teufel. Der Präsident dankt ab oder geht außer Landes. Ein paar Schüsse fallen, eine Menschenmenge zieht mit Fahnen und Rufen durch die Straßen, es gibt auch ein paar Tote — aber so schlimm, wie es aussieht, ist das alles nicht. Für kurze Zeit hat die andere Partei gesiegt. Vielleicht wird sie übermorgen schon wieder gestürzt.

Abschied von Südamerika

Mein lieber Jupp! Jetzt kommt ein feierlicher Augenblick. Dein Freund Pünneberg ist drauf und dran, Südamerika zu verlassen und durch den Panamakanal nach Mexiko zurückzukehren. Er beschließt hiermit seinen südamerikanischen Reisebericht.

Morgen starten wir von Barranquilla nach Panama. Zu Lande gibt es nämlich von Kolumbien nach Panama immer noch keine bequeme Verbindung. Es sind noch weithin dieselben unzugänglichen Gebiete, wie sie einstmals schon den Conquistadoren zu schaffen machten. Südamerika hat nur eine ganz schmale Landverbindung nach Norden.





Schlachtschiff in einer Panamaschleuse

Fahrt durch den Panamakanal

Sind soeben in der Stadt Panama angekommen. Der Flug war wieder sehr interessant. Im Staate Panama noch ganz unberührte Urwaldgebiete. Großer Gegensatz zur Kanalzone. Dort ist alles ganz modern und nordamerikanisch. Auf den Dienstgebäuden weht das Sternenbanner, die Flagge der Vereinigten Staaten. Schiffe aller Nationen warten auf Durchfahrt. Keine Zeit mehr für ausführlichen Brief. Gehen in wenigen Minuten an Bord. Schreibe unterwegs weiter. — Soeben erste große Schleuse passiert. Gewaltige Anlagen. Mehrere Schleusentreppen soll es geben, bis man den Atlantischen Ozean erreicht. Die Schiffe müssen also regelrecht von einem Meeresspiegel zum anderen klettern und dabei um 26 Meter gehoben und wieder gesenkt werden. Der Kanal ist über 90 Meter breit.

Erfahre eben, daß die etwa 80 Kilometer lange Fahrt gut sieben Stunden dauert, habe also Zeit, etwas ausführlicher zu erzählen.

Ein Wunderwerk der Menschheit

Vom Schiff aus kann man sich deutlich vorstellen, welche Schwierigkeiten der Bau des Kanals gemacht haben muß. Der Plan, an dieser Stelle die Landenge zu durchstechen, hatte übrigens schon lange bestanden. Aber erst im vorigen Jahrhundert ging man wirklich daran, den Bau durchzuführen. Du weißt doch, lieber Jupp, daß damals in den sechziger Jahren der Suezkanal fertig geworden ist, der den Seeweg nach Indien durchs Mittelmeer öffnete. Der Erbauer, der Franzose Ferdinand Lesseps, ging nun an die zweite Aufgabe seines Lebens: den Bau des Kanals in Panama. Das wurde aber ein unglückliches Unternehmen mit unsäglichen Schwierigkeiten. Da mußte z. B. erst ein wilder Fluß gebändigt werden, der in der Regenzeit binnen zwölf Stunden bis sechs Meter anstieg. In einem See wollte man die Wassermassen aufstauen. Tausende von Arbeitern gingen an tropischen Krankheiten zugrunde. Riesensummen wurden in das Unternehmen hinein-

gesteckt. Aber immer wieder rutschten die Uferböschungen ab. Das große Werk wollte und wollte nicht gelingen.

Da erschienen die Nordamerikaner auf dem Plan. Sie hatten an dem neuen Kanal verständlicherweise das meiste Interesse. Wenn sie z. B. von New York zu Schiff nach San Francisco fahren wollten, war das bisher nur um Südamerika herum durch die Magellanstraße möglich. Der neue Weg durch den Kanal aber würde weit um die Hälfte kürzer sein! —

Also wurden nun zunächst erst mal die Moskitos vernichtet, die die gefährlichen Krankheiten übertrugen. Man trocknete alle Wasserflächen in der Nähe aus oder goß Petroleum darauf, um die gefährlichen Biester zu beseitigen. Dann mußte man einen 150 Meter hohen Hügel durch-

stechen. Das war die schwierigste Arbeit, weil das brüchige Gestein immer wieder nachrutschte. Ja, und schließlich mußte der berühmte Chagrinfluß zu einem



Beim Kanalbau

See angestaut werden. Im August 1914 war das mühselige Werk endlich vollendet. Inzwischen brach der Erste Weltkrieg aus, und die amerikanischen Kriegsschiffe konnten schon auf dem neuen, kurzen Weg in den Pazifik fahren.

Die Amerikaner planen einen neuen Kanal

Jupp, überleg Dir mal, was der Kanal für den Weltverkehr bedeutet. Man kann das ganz einfach von der Karte ablesen. Ich stelle mir z. B. vor, unser Onkel Tom hätte zu Schiff von Valparaiso nach New York fahren wollen. Früher wäre das eine umständliche Sache gewesen: südwärts um den ganzen südamerikanischen Kontinent herum. Jetzt führt der Seeweg fast geradewegs nach Norden und ist beinahe nur noch halb so lang. Die ganze Welt hatte eine neue Verkehrsstraße erhalten. Kein Wunder, daß der Kanal heute kaum noch ausreicht! Es ist ein tolles Gedränge in den Häfen an den Kanalausgängen. Und die größten Schiffe kommen man eben knapp noch durch. Onkel Tom erzählt uns gerade, daß die Vereinigten Staaten schon seit längerer Zeit an einem neuen Kanalprojekt arbeiten, weiter nördlich in Nikaragua, um den Panamakanal zu entlasten. Wie

weit der Bau schon gediehen ist, weiß er aber auch nicht genau. — Eben wieder eine Schleuse passiert. Wurden um 10 Meter gesenkt. Haben jetzt wohl ungefähr Meeresspiegelhöhe des Atlantik erreicht. Es wirkt fast spukhaft, wie lautlos das Durchschleusen vor sich geht.

Abschied von Onkel Tom

Onkel Tom hat in Colon ein Telegramm seiner Firma vorgefunden. Soll auf schnellstem Wege mit dem Flugzeug nach New York zurückkommen, da man ihn als Generalvertreter für Australien und die Südsee ausersehen hat.

Also wird heute abend Abschied gefeiert. Selbst der unerschütterliche Onkel Tom ist ein bißchen gerührt, daß wir uns nun trennen müssen. Er klopf mir väterlich auf die Schulter und fragt so nebenbei: „Wie wäre es, Mister Conny, wenn du mit nach Australien kämst?“ —

Du lieber Himmel, was soll man da sagen! Was für ein Angebot! Jupp, stell Dir vor: nach Australien und in die Südsee! Der genaue Termin und alles Drum und Dran stehen zwar noch nicht fest. Aber Dein Freund Pünneberg hat doch vorsorglich ja gesagt.



*Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
der Verfilmung, des Nachdrucks und der Verbreitung durch Rundfunk, vorbehalten.
Copyright 1952 by Margarine-Union AG, Hamburg*